

Nr. 205. Bromberg, den 22. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(6. Fortsetzung.)

Die Tage liefen, die Wochen, die Monate, die Jahre. Der alte Stefan ging gebückt, Hallers Haupt war stark ergraut. Der Bart Warrens zeigte die ersten weißen Fäden. Nur Elemer reckte sich in der Vollkraft seiner Mannesjugend. Das blütenumwucherte Landhaus des Meisters war seine Heimat geworden.

„Wie lange willst du eigentlich noch mein Schüler sein?" frug Haller an einem Spätherbstabend und klappte den Flügel zurück.

Radanyi sah flüchtig aus seinem illustrierten Blatte auf.

„Immer, Meister!"

„Das könnte dir passen!" Haller blickte neugierig zu ihm hinüber. „Ich habe dich nichts mehr zu lehren! — Du bist fertig!"

„Schade!"

„Was, schade?"

Ein Stoß von losen Notenblättern flatterte zu Boden. Elemer bückte sich eilig und schob die helfenden Hände des Meisters zur Seite.

„Was, schade?" wiederholte der Direktor.

„Daß Sie mich so rasch satt bekommen haben!"

„Rasch? — Volle sechs Jahre! — Es ist eine Schande!"

„Was ist eine Schande, Meister?"

„Daß du dir noch immer den Anschein gibst, als ob du mich brauchtest und weißt doch längst, daß du mir über bist!"

„Wann ist je der Schüler über dem Meister gewesen?" lächelte Elemer.

„Du — bringe nicht alle Zitate ,die dich nichts angehen und die gar nicht hierher gehören. — Übrigens habe ich dir eine Neuigkeit zu sagen!"

„Ja?"

„Ja! — Du wirst am 18. Oktober vierundzwanzig Jahre alt."

„Ist das die Neuigkeit, Meister?"

Haller griff statt aller Antwort nach einem dünnen Notenheft und schlug ihn damit auf die Schulter. „Ich merke schon, du wächst mir allgemach über den Kopf. Es ist Zeit, dich auf eigene Füße zu stellen, damit du dich selbst mit dem Leben abraufen kannst. Also am 19. Oktober ist dein erstes Konzert im Beethovensaal."

Elemer nickte und sah nach dem Garten, über den die Abendsonne ihre letzten Strahlen schickte, so daß die Dahlien und Astern in bunter Pracht aufleuchteten.

„Keine Angst?" frug Haller.

„Angst? — Wovor, Meister?"

„Vor der großen Menge!"

„Ich wüßte nicht warum." — Der Blick Radanyis ging noch immer nach dem Garten, den die Sonne immer mehr vergoldete. „Übrigens, wenn man Ihr Schüler gewesen ist."

„Was ist es dann, Elemer?"

„Müßte eigentlich der Meister mehr Angst haben, daß der Erstlingskonzertist ihm das Renommee verdirbt!"

Haller starrte ihn wortlos an. „Was du dir nicht alles erlaubst! — Ich habe im Sinne gehabt, dir ein Programm zusammenzustellen und dich selbst am Flügel zu begleiten. Aber weil du scheinbar so gar keinen Respekt mehr vor mir hast, kannst du die Auswahl selber treffen und dir auch einen beliebigen Pianisten suchen."

Er sah dabei mit einem versteckten Blinzeln zu Radanyi hinüber.

„Hm —" sagte Elemer und zog die Stirne in Falten, als ob er angestrengt nachdenke. „Das will überlegt sein, Meister."

Im nächsten Augenblick schwang er sich über die Fensterbrüstung und ging nach den Blumenbeeten, in denen Stefan eben auszujäten begann.

Hallers Lachen klang ihm nach. Das sah ihm ähnlich. Der kümmerte sich nicht einen Deut, bis einen Tag vor dem Konzerte. „Du hast wohl schon einen Pianisten?" rief er ihm zu.

„Ja! — Den alten Werner vom Kino drüben, der spielt ganz anständig. — Wir passen gut zusammen!"

Haller schloß vergnügt lachend das Fenster und machte sich dran, ein Programm für seinen Schüler zusammenzustellen.

Beethoven — Mozart — Liszt —

Am Abend saßen sie dann zusammen und besprachen das Ganze. Elemer sagte zu allem: „Ja, ganz wie Sie es für gut finden, Meister!"

„Du selbst hast gar keine Extrawünsche, mein Junge?"

„Nein!"

„Was willst du als Dreingabe schenken, Elemer?"

„Nichts!"

„Wie?"

„Nichts! — Wozu eine Dreingabe? — Setzen Sie zwei Stücke mehr aufs Programm, dann ist es das Gleiche."

„Du irrst, mein Sohn. — Eine Dreingabe muß sein!"

„Muß?"

„Ja!"

„Dann Brahms ungarische Tänze."

„Gut! — Willst du . . ."

Die Glocke gellte anhaltend durch das Haus. Man hörte Stefans Schritt und dann eine Mädchenstimme, die einen guten Abend bot.

„Evi Mi!" rief Elemer, sprang auf die Türe zu und riß sie auf.

Die Tochter Warrens stand auf der Schwelle und blickte mit einem leichten Blinzeln in die Helle des Raumes.

„Verzeihung, Herr Direktor, daß ich Sie so spät noch überfalle. Aber Elemer läßt sich so wenig blicken in letzter Zeit und ich möchte doch nicht gehen, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben!"

„Du gehst, Eve Maria? — Wohin gehst du?"

Radanyi stand neben der schlanken Mädchengestalt, die in dem dunklen Sammetkleid mit den goldblonden Zöpfen, die ihr über die Brust fielen, aussah wie ein lebendiges Bild von Rubens. Sein Blick hing unverwandt an ihr. „Wohin gehst du?" stieß er nochmals erregt hervor.

„Nach Schottland zur Tante Aebtissin. — Für volle drei Jahre. — Ich freue mich unsagbar!"

„Du freust dich?" Radanyi konnte es nicht begreifen, daß sie ging, noch weniger, daß sie sich freute. Er war sich für den Moment selbst noch so unklar in seinem Fühlen und wußte die Erregung nicht recht zu deuten, die ihn plötzlich beinahe taumelig machte. Er war doch so ungezählte, viele Male in all diesen sechs Jahren um Eve Maria gewesen, hatte mit ihr gelacht, geplaudert ,gespielt und heute war es

nun auf einmal so ganz anders als bisher. Er sah sie an, als wären seine Augen bislang blind gewesen und hätten immer nur ein Kind gesehen und war doch ein entzückend schöner Mädchenkörper, der sich eben zu köstlichster Blüte entwickelte, neben ihm war diese Blume herangewachsen und er hatte es kaum beachtet. „Eve Mi," sagte er stockend und faßte nach den schmalen Händen, die sie ihm so willig überließ. Kannst du noch bleiben? Für eine halbe Stunde wenigstens. Ja? — Bitte!"

Haller sah ihn forschend an. Elemer bemerkte es nicht. Er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Dem Direktor aber war das Benehmen seines Schülers sofort erklärlich. Er entfernte sich mit dem Bemerken, noch einen Auftrag für den Stefan zu haben. Es war das beste, er gönnte dem Jungen ein paar Minuten des Alleinseins mit der Gespielin. Radanyi wurde in Bälde fünfundzwanzig Jahre. Ein Mann, reif für die Liebe.

Es hatte ihn schon seit langem gewundert, daß er so garnichts für die Frauen zu fühlen schien. Er sprach nie über sie. Er tändelte und flirtete nicht. Er sah nichts von den begehrenden Blicken, die ihn gar häufig trafen. Nur zu Alice Ballin ging er mit Vorliebe. Aber Haller wußte um jeden Gedanken seines Schützlings. Er hatte ihn einmal im Scherze gefragt, wann er sich zu verheiraten gedenke. Da hatte ihn Radanyi ganz verblüfft angesehen.

„Meister, an so etwas habe ich gar nicht gedacht. Ich bin doch so gut aufgehoben bei Ihnen. Was sollte ich jetzt schon mit einer Frau?"

Und nun war in dieser Stunde die Liebe so überraschend in Elemers Leben getreten. Wenn sie ihm Glück brächte? Haller hob im Flur beide Hände, wie zum Segen. Er liebte den Jungen. Dessen Freude war seine Freude und dessen Leid sein eigenes. Aber ob die Komtesse Warren die gleiche Liebe empfinden würde, wenn auch bei ihr eines Tages das Erwachen kam? Sie wußte noch nichts von Weib sein und wenn, dann kam einer aus ihren Kreisen und holte sie heim und der arme Elemer konnte zur Seite stehen und wenn sein Herz dabei verblutete, er mußte verzichten.

Haller horchte nach einem Laut, der aus dem Zimmer drang. Es war Eve Marias Stimme. Er konnte nicht verstehen, was sie sprach; dann blieb alles ruhig.

Elemer hielt noch immer die Hände der Gespielin zwischen den seinen, hob eine nach der anderen an seine Lippen und küßte sie.

„Was machst du, Elemer? Du bist ja komisch heute!"

„Bin ich das, Eve Mi?"

„Ja, du hast mir doch niemals sonst die Hand geküßt, nur immer den Mund." Sie streckte sich und bot ihm die Lippen, unter denen die weißen, schönen Zähne schimmerten. „Willst du nicht?" kam es enttäuscht.

„Doch! Doch!" hastete er heraus. Seine Finger zitterten und waren kalt und feucht. Er legte seinen Mund mit einem Zögern auf den ihren und mußte die Augen schließen, um sie nicht zu sehen. „Eve Mi!" stammelte er gepreßt. „Liebe Eve Mi!"

Er mußte sich setzen. Es drehte sich alles um ihn im Kreise. „Wie bist du eigen!" sagte das Mädchen und fuhr die Scheitellinie seines Haares entlang. „Wie das sprüht, Elemer." Er fühlte, wie ihre Wange sich dagegenlegte. Beide Hände vergrub er in den Taschen seines Jackettes, damit das Kind gefeit sei gegen jede Berührung von seiner Seite.

Ohne Scheu schmiegte sie sich auf seine Knie, wie sie das in all den Jahren vorher getan hatte. Er mußte den Arm um sie legen, um ihr einen Halt zu geben.

„Bleibst du wirklich drei volle Jahre?" frug er und versuchte vergeblich, seiner Stimme den alten Klang zu geben.

„Ja!" — Sie legte seinen Kopf gegen ihre Schulter und fuhr ihm über die Wangen. „Wenn ich komme, bin ich eine junge Dame, sagt Vater. Du wirst schauen, Elemer, wie ich dann gewachsen bin, denn ich will so groß werden wie du!"

Seine Rechte drückte sich fester um den schlanken Mädchenkörper. „Und dann, wenn du wiederkommst, wirst du mich nicht mehr kennen, Eve Mi!"

„Dich nicht mehr kennen." Ihre weichen, warmen Finger legten sich um sein Gesicht. Ihre Augen lachten ihn an. „Ich kenne dich. Du kannst sicher sein, daß ich dich nicht vergesse, denn so wie du . . ."

Sie wurde brennend rot und hielt verlegen inne.

„Sprich weiter, Eve Mi!"

„Wenn du nur nicht so eigen wärest heute. — Ich weiß nicht wie . . . dann, dann . . ."

„Was wäre es dann?"

Sie schüttelte den Kopf mit dem flimmernden Blondhaar und strich mit ihren weichen, warmen Lippen seine Stirne entlang. Beide Arme um seinen Hals schlingend, schmiegte sie sich eng an ihn.

„Ich hab dich lieb, Elemer!"

„Wirklich, Eve Maria?"

„Ja, wirklich!" wiederholte sie erstaunt. „Du glaubst es wohl nicht? — Du weißt es doch!"

Er nickte und senkte sein Gesicht. Als er es wieder hob, hingen ihm die Tränen an den Wimpern.

„Weinst du?" Sie sah ihn maßlos erschrocken an.

„Weil du gehst, Eve Mi!"

„Du sollst aber nicht weinen, Elemer — du sollst nicht weinen —" Nun schossen auch ihr die Tränen über die Wangen. „Ich will alle Tage an dich denken und nachts auch, ehe ich einschlafe, und will immer beten für dich, das hilft am meisten!"

„Wofür soll es helfen, Eve Mi?"

„Für alles!" sagte sie überzeugt.

„Ja, dann bete für mich!" Er nahm sein kleines Seidentüchlein und tupfte ihr die Wangen trocken. „Wann fährst du?"

„Morgen mit dem ersten Schnellzug."

„Ich werde am Bahnhof sein!"

„O, bitte!" Sie legte seine kühlen Finger gegen ihre glühend gewordenen Backen.

„Was möchtest du denn noch gerne haben?" frug er und blickte dabei auf den sprühenden Schimmer, den die Lampe in ihrem Haar aufblitzen ließ.

Sie sah ihn nachdenklich an. „Schokolade habe ich genug, Elemer. Auch Obst und Pralinees!"

„Was gibt es denn sonst noch?" frug er ganz ernst.

Sie sann nach und schob dabei abwechselnd eine Lippe über die andere. „Irgend etwas, das sich aufheben läßt. Das man nicht gleich wegessen muß. Das man lange haben kann. Vielleicht findest du etwas?"

„Ich werde etwas finden, Eve Mi!" Er dachte nach. „Ein Bild von mir . . .?"

„O, Elemer!" Sie preßte seinen Scheitel fest gegen ihren Hals. „Ein Bild von dir, das hab ich mir schon immer gewünscht."

„Warum hast du nie etwas davon gesagt?"

Sie lachte ungezwungen. „Wenn ich dich sehen wollte, bin ich zu dir gelaufen, das war mir lieber. So habe ich immer wieder davon vergessen!"

Haller trat ein und sah forschend nach seinem Schüler. Dessen Augen wichen ihm aus. Das erstemal seit all den Jahren. Eve Maria aber blieb ruhig an ihrem Platz auf Radanyis Schoß und hielt beide Arme um seinen Hals geschlungen. Sie sah noch kein Unrecht darin, auf den Knien eines jungen Mannes gesehen zu werden.

„Wird das Gehen nicht allzu schwer, Komtesse?" erkundigte sich Haller.

„Ich weiß nicht." Der reine Blick ihrer großen, blauen Kinderaugen ruhte voll auf ihm. „Ich habe bis jetzt noch gar nicht geweint. Vater fährt ja mit mir und bleibt zwei Wochen noch bei Tante. Aber Elemer hat geweint. Und nun, nun ist es mir mit einem Male so furchtbar hart!"

Sie schluckte tapfer. Aber es half nichts. Die Tränen rieselten unaufhaltsam auf Elemers Hände und über seine weiße Hemdbrust. Haller sah, wie er erblaßt war und die Lippen aufeinander drückte.

Es war besser, wenn Warrens Tochter ging. Nach Wochen würde womöglich alles vergessen und verschwunden sein. Den Abschied möglichst kurz zu machen, war jetzt das einzig Richtige.

„Sind Sie im Kraftwagen gekommen, Komtesse?" frug er höflich.

„Ja. Der Chauffeur wartet vorne an der Ecke. Ich brauche nur ein paar Schritte zu gehen."

„Darf ich dich heimbringen?" Elemer war hastig aufgestanden, so daß Eve Maria beinahe zu Fall kam.

„Nein, du nicht! Ich, mein Sohn. Es ist schon spät." Haller legte beide Hände auf Radanyis Schulter und zwang dessen Blick in den seinen. Elemer senkte ihn verlegen mit einem jähen, brennenden Rot auf den Wangen.

„Es wird ihr nichts passieren, jetzt bei Nacht?" sagte er tonlos.

„Nein! Beruhige dich. Wenn es dir lieb ist, bring ich die Komtesse bis in die Herrenstraße und liefere sie dort ihrem Vater ab."

„Ja, bitte, Meister!"

Vor dem Gartentore nahm er Abschied von ihr. Schweigend, ohne ein Wort zu sprechen, beugte er sich zu ihren Händen herab.

Man hat nichts davon, hatte er einmal zu Alice Ballin gesagt und nun dünkte es ihm höchste Seligkeit, seine Lippen auf die weichen, weißen Finger zu drücken.

„Eve Mi!"

„Wirst du manchmal an mich denken, Elemer?"

„Immer!"

„Und ich! — O, ich werde so viel Heimweh nach dir haben! Aber morgen — nicht wahr, morgen kommst du noch einmal."

„Ganz sicher, Eve Mi."

„Und du bringst mir dein Bild — vielleicht in einem Rahmen, ja? — Und ein paar Blumen, weißt du, von den großen Astern, die Stefan erst veredelt hat. — Vergißt du nicht?"

„Ich werde nicht vergessen!"

Sie zog sein Gesicht zu sich herab, streckte sich auf den Zehen und legte ihre Lippen auf die seinen, ganz mit Andacht und Inbrunst, wie sie zu Hause das Bild der toten Mutter zu küssen pflegte.

Dann lief sie Haller nach, der bereits ein kleines Stück vorausgegangen war.

Elemer hatte das Hinterhaupt gegen das Grün des Zaunes gelehnt und hielt den Blick starr nach der Gegend gewandt, nach der sie gegangen war. Wenn sie wieder kam? — Was würde dann sein?

Stefan sah ihm kopfschüttelnd nach, als er durch den Garten ging. „Der junge Herr hatte Sorgen? Welcher Art etwa diese sein mochten. Die größten machten immer die Frauen. Gott Lob, daß er noch mit keiner etwas zu tun hatte. Wenn es nach ihm ging, würde er ihn ebenso sicher vor der Heirat bewahren, wie das bei dem Herrn Direktor der Fall gewesen war. Der blieb ihm zeitlebens dankbar dafür. „Man konnte auch ohne ein Weib Schöpsenrücken und weiße Rüben zum Mittag haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Jockel.

Geschichte eines zahmen Kolkraben.

Von Wilhelm Hochgreve.

Als er halb nackt und hilflos unter dem Horstbaum seiner holsteinischen Heimat lag, hätte ihm niemand zugetraut, daß dieses elende Häuflein sich zu solch einem Ausbund entwickeln würde. Ein Märzsturm warf ihn aus dem Horste von der Seite der drei Geschwister, und Jockel, wie er von dem Sohne des Oberförsters, der ihn fand und heim trug, getauft wurde, hätte eigentlich nach dem Sturz aus acht Meter Höhe eine unkenntliche, leblose Knochen- und Flaumfedermasse sein müssen. Aber er war nicht nur völlig lebendig, sondern dazu auch putzmunter, verschlang den fetten Quark, als wäre er damit schon von den Eltern im Horste geatzt — und nicht mit Fleischsalat aus Junghasenkeulen und mit Mausragout — und wuchs bei einem überraschend gesegneten Appetit hinter seinem Käfiggitter zu einem echten frechen Kolkraben heran. Neben dem guten Holsteiner Käsequark bekam er auch Brotstücke, allerlei Fleisch und Regenwürmer. Stets hieb sein Dolchschnabel, während die Augen wie blank geputzte Heidelbeeren funkelten, zuerst nach dem Käse. Urgemütlich klang dabei sein behagliches „Koll koll".

Aber der Satan, der in den Eltern und Ureltern steckte und der auch den Untergang seiner schwarzen Sippe in Deutschlands Wäldern bis auf wenige hundert Paare bewirkte, brach auch in Jockel früh hervor. Seine erste Schandtat wurde durch ein fürchterliches Kindergeschrei verraten. Die fünfjährige Tochter des Kutschers hatte mit dem „lieben Jockelchen" gespielt und dabei auch mit ihrem Zöpfchen nach ihm geschlagen. Jockel dachte wohl, daß dies sonderbare, wurmförmige Ding möglicherweise eßbar sein könnte, oder wer weiß, wofür er es sonst hielt, jedenfalls packte er die Kleine so fest an ihrer blonden Zierde, daß sie durch ihr Geschrei allein nicht befreit wurde. Erst als die entsetzte Mutter mit dem Ausklopfer dazu kam, ließ das „Rabenvieh" los, vergaß aber nicht, eine Locke mitzunehmen. Da saß es nun in seiner sicheren Ecke und putzte sich mit einem „Quark, quark", als wäre nichts geschehen, die Haare seiner Beute aus dem frechen Schnabel. Das Schlimmste an ihm war, wenigstens für die Ohren der Frau Oberförster, die stark nervös, nichtsdestoweniger aber leidenschaftliche Sängerin war, sein Geschrei. Jockels Sprachschatz erweiterte sich täglich. Außer dem Quark, seinem Lieblingswort, äffte er recht bald das Kauderwelsch der Stare nach, versuchte wie Tasso, der Vorstehhund, zu bellen und wie Fox, der Terrier, zu kläffen. Als es wärmer wurde und die Frau Oberförster bei offenem Fenster sang, wurde Jockels musikalische Begeisterung und Stimmnachahmungskunst aufs höchste gesteigert. Zunächst bestand seine unwillkommene Begleitung nur in erregtestem „Quark, quark, kroll, klong, klong, klong", bald aber rissen ihn die Koloraturen so mit, daß seine Stimme überschnappte und bisweilen die höchsten Töne der Sängerin überkreischte. Die Frau Oberförster wußte nicht im mindesten die Gefühle Jockels und ihre leidenschaftlichen Äußerungen zu würdigen; im Gegenteil, sie klagte das „Untier" bei ihrem Gatten der Sabotage ihrer Sangeskunst an und verlangte von ihm, dem Vogel die Freiheit zu geben.

Der Oberförster stand vor der Wahl: Hie Kolkrabe — hie Ehefrieden, entschied sich für das letzte und brachte selbst Jockel in den Wald, um ganz sicher zu sein, daß er dort auch lebendig abgeliefert wurde. Jockel hockte auf dem Stamm einer gefällten Eiche und wußte gar nicht, was das alles bedeutete. Er sagte kein Wort. Neugierig — ängstlich besah er die ihm fremde Umgebung. Sein Befreier legte ihm schweren Herzens als Abschiedsgabe eine Hand voll Quark vor und zog sich dann langsam zurück. Kaum aber war er dem Raben außer Sicht, als dieser mit Mordsgeschrei ihm nachstrich und ihn unablässig verfolgte. Der Oberförster, der den Gegenstand des Hasses und der Nervenschwächung seiner Eheliebsten auf keinen Fall wieder mit heim bringen durfte, andererseits aber auch den drolligen Vogel, der ihm selbst und seinem Jungen so viel Freude bereitet hatte, schonen wollte, ging wieder zurück, ging hin und her, versteckte sich. Aber alles war umsonst. Jockel flog ihm nach und landete schließlich in der Dämmerung des Abends wieder auf dem Hofe der Oberförsterei neben seinem Entführer, dem der Schweiß auf der Stirne stand. Aber auch Jockel war durch die ungewohnte Fliegerei abgehetzt und hüpfte nur zu willig in seinen Käfig. Der Oberförster riegelte die Tür ab, um sie heimlich nach Verlauf mehrerer Stunden zu öffnen, in der stillen Hoffnung, Jockel würde am frühen Morgen das Weite suchen. Aber er machte die Rechnung ohne den Wirt. Jockel verließ zwar mit Sonnenaufgang sein Gefängnis, aber es fiel ihm gar nicht ein, den Wald der Väter aufzusuchen. Er flog auf das Balkongeländer vor dem Klavierzimmer im ersten Stock und forderte seine Partnerin, die im tiefsten Schlummer lag, zu einem Duett auf. Der Oberförster fuhr hoch wie aus albdrückendem Traume, erkannte die furchtbare Wahrheit, schlich sich ins Klavierzimmer und schleuderte durch das offene Fenster dem Störenfried aus lauter Verzweiflung den einen Pantoffel an den Kopf. Aber die Tücke des Objekts wollte, daß das Wurfgeschoß eine nahe der Geschoßbahn stehende Vase traf. Ihrem Zerschellen und dem Zetermordio des in hastiger Flucht seinen Käfig aufsuchenden Jockel folgte ein Aufschrei der Frau Oberförster, die ihren Gatten im Kampfe mit Einbrechern wähnte. Sie beruhigte sich erst einigermaßen, als er ihr den ganzen Sachverhalt erklärt hatte und ihr gelobte, den Störer ihres Gesanges und ihrer Ruhe auf das Gut des Vetters in der Mark zu verschenken. Er erbat sich drei Tage Urlaub und überbrachte das als „reizvolle Überraschung" angekündigte Geschenk.

Auf dem Gutshofe bekam Jockel den verwaisten Uhuzwinger, der abseits vom Herrschaftshause lag und seinem neuen Bewohner erlaubte, so viel zu schreien, wie er wollte. Nachdem er sich zehn Tage eingewöhnt hatte, klemmte ihm der Jagdaufseher, den Jockel wegen seiner grünen Uniform wohl für den ehemaligen Herrn halten mochte — auch war er gleich lieb zu ihm wie jener — die Schwungfedern mit Geflügelklammern und ließ seine Käfigtür fortan geöffnet.

Das Nachahmen fast aller Tierstimmen, das Schwanzziehen besonders an den Ferkeln, deren Gequietsch ihm die größte Freude machte, und das Stehlen von mancherlei Gegenständen blieben Jockels Hauptvergnügen. Langeweile kannte er nicht. Er wurde immer dreister und riß auch den Rindern und Pferden die Schwanzhaare aus, wo er sie nur fassen konnte. Man nahm ihm die Geflügelklammern ab und ließ ihm damit die volle Freiheit. Aber die wurde ihm zum Verhängnis. Er dehnte seine Streifen auch auf die Nachbarhöfe aus, um sie neugierig in allen Winkeln zu besichtigen. Dabei geriet er in einer Scheune in ein Mardereisen, das mit einem Hühnerei beködert war. Das war sein Ende. Als der Oberförster zu Besuch kam und seinen ehemaligen Pflegling sehen wollte, führte Elschen mit Tränen in den Augen den Onkel an das Grab. In einer Zigarrenkiste ward der Kolkrabe feierlich bestattet, und Hugo, der Sekundaner, hatte ihm sogar einige Grabverse gewidmet.

Die Kopfjäger von Assam.

Männerklub, Mädchenopfer, Hüftenringe und Dämonenwacht.

Von Dr. A. Diez-Langhammer.

Im Nordosten der indischen Provinz Assam liegen die Nagaberge, die Heimat der letzten Kopfjäger des britischen Kolonialreichs. Mögen auch noch in anderen englischen Besitzungen, so in Neu-Guinea und auf den Salomonen, Kannibalen hausen, so sind doch die Nagas in Assam heute die einzigen, denen ihr Götzenkult die Jagd nach den Schädeln ihrer Feinde, nötigenfalls die Opferung ihrer eigenen Frauen und Mädchen vorschreibt.

Die Engländer hatten sich bisher wenig um die in den unzugänglichen Bergen lebenden Nagas gekümmert. Eine Kopfjagt in kultivierten Teilen der Provinz machte

aber kürzlich die Entsendung einer Strafexpedition notwendig. Diese brachte die ersten näheren Kenntnisse und photographische Aufnahmen aus dem Kopfjägerland zurück. Die Zustände, die von den Engländern unter den Nagas angetroffen wurden, übertrafen an Grauenhaftem alles bisher Bekannte.

Ähnlich vielen anderen mongolischen Stämmen frönen die Nagas einem Dämonenkult, der hier jedoch unvergleichlich schrecklicher ist: sie glauben, die Gunst ihrer „Nats“ (der bösen Geister) sei nur durch Menschenopfer zu erringen. So sind ihre Kopfjagden, Mädchenmorde und Grausamkeiten keine freiwilligen Handlungen, sondern der Ausfluß einer entsetzlichen Angst vor den Dämonen. Die Nagas glauben, daß ein Nat, der sich vernachlässigt oder bei Opfern übergangen fühlt, dem ganzen Stamm Krankheiten, Mißernten oder völlige Vernichtung als Strafe bringen kann.

Die Kultstätte der Nagas ist der Männerklub, die beste und geräumigste Hütte im ganzen Dorf, die nur von der männlichen Bevölkerung betreten werden darf. Jedes weibliche Wesen, das durch Zufall oder mit Absicht in die verbotene Hütte eindringt oder den Beratungen der Männer lauscht, wird den Nats zum Opfer gebracht. Die Festlegung der Feldzugspläne für die nächste Kopfjagd, die Auswahl der Opfer aus dem eigenen Stamm und die Bestimmung des Zeitpunktes für die Opferzeremonie bilden den wichtigsten Unterhaltungsstoff im Männerklub. An den Wänden der Versammlungshütte hängen zu Dutzenden die geschnitzten Masken der gefürchteten Nats, bemalte Fratzen primitivster Art.

Im allgemeinen werden die zu den Dörfern benötigten Schädel durch Überfälle auf Nachbardörfer und -stämme beschafft. Auf Bambusstangen aufgespießt „zieren“ die Totenköpfe den Platz vor dem Männerhaus, und über den grausigen Trophäen männlichen Mutes thront die Maske desjenigen Nats, dem die Schädel geweiht werden.

Mißlingt eine Kopfjagd auf fremdem Gebiet, so müssen die Mädchen des eigenen Stammes als Lückenbüßer eintreten. Jeder einflußreiche Naga, vor allem die fast unumschränkten Stammältesten halten sich zu diesem Zweck einen förmlichen „Mädchenzwinger“, in dem die unglücklichen Opfer des Dämonenkults eingepfercht werden. Hält die Versammlung im Männerhaus ein Mädchenopfer für notwendig, vielleicht weil der Reis auf dem einen oder anderen Feld nicht gut steht, so wird eine der Zwingerinsassinnen ausgesucht und dem Ritual entsprechend zur Versöhnung des Dämonen langsam zu Tode gequält.

Ein schreckliches Geschick widerfuhr einem schwedischen Missionar, der unter den Nagas zu wirken versucht hatte. Er wurde mit seiner Frau von den Kopfjägern gefangen genommen, weil die Nagas glaubten, die christliche Lehre werde den Unwillen der Nats hervorrufen. Der Missionar selbst mußte Sklavenarbeiten leisten, die über seine Kräfte gingen, während die Frau in den Zwinger kam. Als der Mann bei der Arbeit vor Erschöpfung zusammenbrach, mußte er Augenzeuge der Opferung seiner eigenen Frau werden!

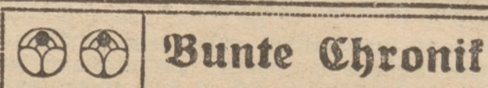
Die Würde des Dorfältesten ist unter den Nagas erblich. Jeder junge Mann, der zum Dorftyrannen bestimmt ist, wird mit einem Hüftring aus Kupfer, dem Zeichen seiner zukünftigen Würde, das er Zeit seines Lebens nicht ablegen kann, geschmückt. Da die Kopfjagd und der Dämonenkult die einzige Betätigung der männlichen Nagas darstellen, so gewinnen diese braungelben Herren der Schöpfung schon in jungen Jahren eine stattliche Leibesfülle. Der Hüftgürtel weicht nicht den Fettmassen, die sich unter ihm bilden und deshalb zu beiden Seiten über ihn hinausquellen müssen, ein Schauspiel bietend, das einem Europäer Übelkeit bereiten kann. Im Laufe der Jahre wird der Kupferring von den Fettmassen überwuchert und eingekapselt.

Große Sorgfalt verwenden die Nagas auf den Bau der Grabstätte des Stammesältesten. Über der Leiche des Häuptlings wird ein bis zu zwanzig Meter hoher Kegel aus Holz mit einer Strohbedachung errichtet. Die Spitze krönt eine geschnitzte Figur, die den Toten beim Flug in die Geisterwelt darstellen soll. Die ganz auf das Dämonische eingestellte Lehre der Nagas besagt nämlich, daß ein während seiner irdischen Laufbahn gewaltiger Kopfjäger nach seinem Tode zur Belohnung als noch blutdürstigerer Nat in das Dämonenreich einzieht und besonders seine Stammesangehörigen quält. Um dem Herrn den Weg in das Jenseits zu erleichtern, wird ein Teil seiner Frauen und weiblichen Sklaven neben dem Grabmal getötet.

In diese Welt finsteren Aberglaubens platzte unvermutet eine englische Strafexpedition hinein. Nach den Erfolgen der ersten Überraschung glaubten die Engländer, mit Diplomatie am meisten erreichen und die Nagas von der Unsinnigkeit ihrer Kopfjägerei und ihres Mädchenschlachtens überzeugen zu können. Der Versuch mißlang. Daraufhin wurde eine Anzahl Männerhäuser und Kultstätten mit den Bildern der Nats durch Artilleriefeuer zerstört. Die Nagas warteten umsonst auf die Rache ihrer Dämonen und waren dann halbwegs bereit, die Menschenopfer aufzugeben. Doch bereitete ihnen der Gedanke, die Nats könnten sich an ihnen nach dem Abzuge der Engländer rächen, schwere Sorgen. Die Einrichtung einer „Dämonenwacht“, eines regelmäßigen Patrouillendienstes durch Leichtflugzeuge, die nach Aussage der Engländer die Nats vertreiben sollten, erwies sich in dieser Hinsicht als sehr wirksam. Bedenken der Nagas, ob die Nats nicht doch noch durch Mißernten Vergeltung üben könnten, wurden durch die überraschenden Erfolge moderner Düngemittel und rationeller Feldbestellung, wie sie die Engländer den Eingeborenen beibrachten, zum Teil zerstreut.

Trotzdem kann nicht behauptet werden, daß die Nagas die Einmischung der Weißen und das Verbot der Menschenopfer als einen Fortschritt bezeichneten. Das Aufgeben einer alten Sitte und die Notwendigkeit, Arbeiten zu leisten, die bisher nur den Frauen und Sklaven überlassen wurden, behagte den männlichen Nagas recht wenig. Sie wurden nämlich gleichzeitig gezwungen, ihre Mädchenzwinger aufzulösen und den Frauen, von deren Arbeit die Faulenzer bisher gelebt hatten, die Freiheit zu geben. Über die breiten, hübschen Gesichter der Nagamädchen huschte manches ungläubige Lächeln, als ihnen die Engländer verkündeten, sie seien frei und brauchten keinen Opfertod mehr zu befürchten.

Manches Mädchen wird mit seinen Zweifeln leider Recht behalten, denn es ist kaum zu erwarten, daß eine Jahrtausende alte Sitte in einem nur oberflächlich von Weißen beherrschten Land durch eine einzige Strafexpedition restlos ausgerottet werden kann.





* **Ein verschollener Ausspruch Friedrich des Großen.** Bei einer der freundschaftlichen Zusammenkünfte, die der König mit seinen gelehrten Lieblingen hatte, sagte jemand, „das Jahrhundert Friedrichs sei das Jahrhundert der Revolutionen.“ (Übrigens: Diese Anekdote ist schon 1788 gedruckt!) „Es sind“, so erwiderte Friedrich, „die kleinen Leidenschaften, die sie erzeugen; sie fachen den Geist an, und so nähern sie einander und berühren sich. Gott allein kann die unermeßliche Kette berechnen. So, wie“ — er hatte eben die Flöte in der Hand — „die Musik nur aus sieben Grundtönen besteht, ebenso wird das Rad des harmonischen Systems der Ursachen und Wirkungen im menschlichen Leben von sieben oder acht Leidenschaften getrieben, die sich ins Unendliche abändern und modulieren und welche die kalte menschliche Vernunft nicht zu entwickeln vermag.“

*

* **Wieviel Bücher gibt es auf der Welt?** Es wird keine kleine Arbeit sein, alle Bücher der Welt zu zählen, ein Unterfangen, das sich der Direktor des Statistischen Bureaus in Buenos Aires vorgenommen hat. Er will eine Statistik aufstellen, wieviel Bücher es in der Welt gibt. Er hat damit begonnen, die großen öffentlichen Bibliotheken zu zählen, deren Zahl er auf 1038 schätzt und die zusammen 181 Millionen Bände enthalten. Europa ohne Rußland besitzt 669 Bibliotheken mit 119 Millionen Bänden, Nordamerika 314 Bibliotheken mit 54 Millionen Bänden, Asien 23 Bibliotheken mit etwa 4 Millionen Bänden, Südamerika 22 Bibliotheken mit 2,3 Millionen Bänden, Australien 7 Bibliotheken mit 1,1 Millionen Bänden und ganz Afrika hat nur drei große öffentliche Bibliotheken, in denen 200 000 Bücher stehen. In Europa hat Deutschland die meisten öffentlichen Bibliotheken aufzuweisen, dann kommen Frankreich und England, Spanien bildet den Schluß.

*

* **Die geplatzte Schmugglerkiste.** Durch einen seltsamen Zufall konnte in der rumänischen Stadt Constanza eine Schmuggelaffäre aufgedeckt werden. Aus dem deutschen Dampfer „Stettin“ wurden 30 Kisten ausgeladen, die als Transitgut aus Burgas in Bulgarien bezeichnet waren, und die Druckpapier enthalten sollten. Während des Ausladens wurde eine Kiste beschädigt, und es kamen dadurch Spielkarten und Zigarettenpapier zum Vorschein. Die Zollbeamten prüften daraufhin den Inhalt der übrigen 38 Kisten, und es stellte sich heraus, daß sie 5400 Kilo Spielkarten und Zigarettenpapier enthielten, die an die Vereinigten Schiffahrtsgesellschaften in Constanza adressiert waren. Die Sendung wurde beschlagnahmt, und die Angelegenheit wird den Beteiligten eine Zollstrafe von zweieinviertel Millionen einbringen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.